

Hans Werner Otto · Ich bin ein Portemonnaieaufheber

HANS WERNER OTTO

Ich bin ein
Portemonnaieaufheber



NORDPARK

N O R D P A R K
V E R L A G
Alfred Miersch
Klingelholl 53 42281 Wuppertal
Gesetzt in der Palatino
© Hans Werner Otto, 2013
Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-935421-71-3
www.nordpark-verlag.de

*Die Besonderen Hefte werden eigenhändig
in der Werkstatt des NordPark Verlages gesetzt,
nach Bedarf in kleinen Auflagen gedruckt,
dann handgefalzt und handgeheftet und in den
Schutzumschlag aus dem PASSAT-Vorsatzpapier des
Hamburger Papierherstellers Geese eingeschlagen.*

Gedruckt auf dem Geese Werkdruckpapier *Alster*
chlor- und säurefrei und alterungsbeständig
entsprechend ANSI 3948 und ISO 9706.
www.geese-papier.de



FSC zertifiziert
SGS – COC -004030
www.fsc.org

ICH BIN EIN PORTEMONNAIEAUFHEBER

Bernd aus Elberfeld hat überlebt. Schon lange her, die Zeit der Blitzer. Er hat sich in einem bayerischen Bierzelt nackt ausgezogen, ist vorne auf die Bühne gesprungen, hat allen mit seiner Maß zugeprostet und ist dann abgehauen, schnell wie der Blitz, schneller als blutdürstige Verfolger.

Jetzt bin ich in einem bayerischem Bierzelt. Kirchweih, und »jetzt« ist 1981. Die Zeit der Hausbesetzer. Ich bin ein Hausbesetzer. Ich bin gar kein Hausbesetzer. Ich bin Zivildienstleistender. Aber die Zivildienstleistenden sind Hausbesetzer. Alle. Wir sind nämlich in einem bayerischen Dorf. Da gibt es eine Pension für uns, eine Zisterzienserabtei für die Touristen und eine Jugendstrafvollzugsanstalt für den Bodensatz. Uns wünscht man in diesem Dorf von der Pension in die Jugendstrafvollzugsanstalt. Dass einer seine Haare bis zum Hintern wachsen lässt, einer rote Schuhe trägt, keiner von uns Dienst und verdammte Pflicht und Schuldigkeit tut, reicht.

Wir dreißig Hausbesetzer sind hier auf einem Lehrgang, vier Wochen Ökologie, wir arbeiten alle im Umweltschutz, kommen aus allen damaligen Bundesländern und hauen uns unsere unterschiedlichen Dialekte um die Ohren, reden über Schwarzstörche, Carlos Castaneda und den neuen Golf Diesel als einen Schritt in die richtige Richtung, hören Referate von Naturschutzbeauftragten verschiedener Kommunen, legen im Dorf Prüßbach einen Teich an, werfen mit Schlamm und versprechen, uns später gegenseitig daran zu erinnern, dass wir Anno einundachtzig bei Prüßbach gemeinsam in der Scheiße gelegen haben, trinken bayerisches Märzen, sehen uns nach Mädchen um, aber die lässt man nicht zu uns. Am Wochen-

ende dürfen wir auf Staatskosten nach Hause fahren, aber manchmal wollen wir gar nicht.

Jetzt ist so ein Wochenende, Kirchweih, und wir wagen uns ins Bierzelt. Man kennt uns. Man guckt uns an. Man hört auf zu reden. Aber wir setzen uns mitten unter sie auf die schmalen Holzbänke, bestellen Maß. Wir versuchen, die Musik zu ertragen, ohne uns darüber lustig zu machen, wir sind erwachsen. Teilnehmende Beobachtung, Methode der Kulturanthropologie. Es ist nicht grässlich, es ist interessant. Besonders jetzt. Eine dumm-fröhliche Musik, und die Kapelle macht Bewegungen dazu vor, alberne Wackler, die Leute auf der Tanzfläche machen nach, machen mit, immer mehr auch von denen auf den Holzbänken. Ist nicht albern, ist interessant. Gehört zum bayerischen Urgestein, von Generationen geliebt und tradiert, Kulturgeschichte von unten manifestiert sich genau jetzt vor unseren Augen. Es sieht albern aus und hört sich furchtbar an. Trotzdem. Erst Monate später werden wir erfahren, dass es sich um den »Ententanz« handelt, wir sind auf einer der Stationen seines triumphalen Siegeszuges durch die ganze alte Bundesrepublik. Jetzt wissen wir das nicht. Jetzt ist das für uns Folklore, und darüber macht man sich nicht lustig. Wir bestellen mehr Maß. Wir wollen nicht drüberstehen, wir sind erwachsen. Wir lächeln Nachbarn an, prosten Unbekannten zu, folgenschwer. Denn irgendwann werden unsere Außenmänner untergehakt, und das heißt Schunkeln. Schunkeln für alle. Wir schunkeln und lächeln uns zu, hilflos.

Erste Wortwechsel mit der Außenwelt. Ein Mädchen redet mit uns, bis ihr Vater sie dabei erwischt. Er knurrt, und sie geht. Schade. Wir sind wieder Hausbesetzer, und dazu noch

Preußen. Johannes will es nicht wahrhaben. Er sagt, ich gehe jetzt tanzen, und wir warnen ihn, bist du verrückt, lass den Scheiß, Johannes ist der mit den roten Schuhen. Wir sehen ihn ein Mädchen ansprechen, sehen sie sich abwenden, sehen Johannes' bedauernde Geste, sehen einen Stiernacken auf ihn zu gehen, er sieht ihn noch nicht, der Mensch hat bierrote Augen, wir wollen rufen Johannes, pass auf, wie im Kasperle-Theater, aber das geht nicht mehr, der Mensch hat Johannes an der Schulter herumgewirbelt und jetzt - jetzt schlägt er, tatsächlich, er schlägt Johannes ins Gesicht, wir haben ihn gewarnt, Johannes knallt rücklings auf einen Holztisch, die Maßkrüge wackeln, er erhebt sich ganz benommen, und der Stiernacken will wieder auf ihn los. Aber jetzt sind wir schon da, und auch ein paar Dorfbewohner, sie halten den Stiernacken fest, er brüllt und spuckt, Johannes hat seine Verlobte aufgefordert. So was geht nicht. Ein Hausbesetzer mit roten Schuhen. Ein Hausbesetzer mit roten Schuhen hat seine Verlobte aufgefordert. So was geht nicht. Die, die ihn festhalten, sagen auch, so was geht nicht, und wir, die wir Johannes gerade gefragt haben, wie es ihm geht, geht schon wieder, fragen die, die den Stiernacken festhalten, warum so was nicht geht. Sie sagen, guckt euch doch mal an, und wir sagen, guckt euch doch mal an. Der Hoffmann mit seiner Wehrsportgruppe hat Recht, sie kotzen Todesstrafe und rechtsradikalen Schlamm vor unsere Ohren. Sie bellen. Sie halten den Stiernacken fest und bellen. Wir wollen auch. Aber wir gucken uns an und bellen nicht. Wenn wir bellen, müssen wir auch beißen. Wir sind Kriegsdienstverweigerer. Teilnehmende Beobachtung. Wir bellen nicht, wir knurren ein bisschen, und dann gehen wir.

Ich gehe nicht mit. Ich habe noch nicht genug Bier getrunken

und kann nicht mitgehen. Ich will noch nicht in die Pension. Ich will noch teilnehmend beobachten. Das Bierzelt ist riesengroß, und ich drücke mich an den gegenüberliegenden Rand, wo die Älteren sitzen, keine Ahnung, was ich noch hier soll, gucken, rauchen, noch mehr Bier trinken. Ich sitze am Rand und schaue mich um. Vor mir aufgereichte bayerische Ärsche auf schmalen Holzbänken. Dicke bayerische Ärsche, zumeist dicker als die Holzbänke, sie hängen darüber hinweg, und aus einem fällt plötzlich ein Portemonnaie auf den Boden. Ich bin erwachsen. Ich gehe hin und spreche zu dem viereckigen Kopf, der zu dem Arsch gehört, reiche dem Mann die Geldbörse, und er reagiert nicht. Er reagiert überhaupt nicht! Er grunzt kein Danke, er bemüht keine Augenbraue nach oben, er guckt mich nur ganz kurz an. Ich verziehe mich. Eine Viertelstunde lang passiert überhaupt nichts. Ich rauche und habe kein Bier mehr. Dann steht ein Maßkrug vor mir, von dem Herrn da drüben. Der viereckige Kopf dreht sich in meine Richtung und nickt mich rüber. Und jetzt fällt der Satz: »I hob nie denkt, dass a Kriegsdienstverweigerer so anständig sein kann.« So, sage ich. Kann man auch anders sehen, sagt der Banknachbar des Viereckigen. Es geht los. Es geht um Kriegsdienstverweigerung, natürlich. Warum? Man hat zu viele meiner Verwandten im letzten Krieg totgeschossen, sage ich. Und dann sage ich fast nichts mehr. Brauche ich auch nicht. Es reicht. Es dauert bis ungefähr zwei Uhr am Morgen. Jede der streitenden Parteien lässt mir in unregelmäßigen Abständen einen Maßkrug zukommen, die einen als heimliche Kriegsdienstverweigerer zum Zeichen öffentlicher, bierseliger Solidarität, die anderen zum Zeichen dafür, dass sie mich, den Portemonnaieaufheber, von all dem ausnehmen, was sie da beschimpfen. Ich bin ja

gar kein Hausbesetzer, ich bin ein Portemonnaieaufheber. Und ich bin allmählich besoffen.

Johannes kommt, er hat mich entdeckt, er will auch noch nicht in die Pension, er versteckt seine roten Schuhe unter dem Holztisch. Die Partei der Heimlichen spendiert ihm ein Maß. Ab und zu müssen wir Schnupftabak probieren und auf das Wohl von irgendetwas oder irgendwem unsere Maßkrüge hochhalten. Das ist meine Tochter, sagt der Heimliche, der jetzt gar nicht mehr heimlich ist, öffentlich hat er sich zu seiner Neigung bekannt, unser Verteidiger, und wir haben die Tochter schon längst entdeckt, ein paar Tische weiter, suchen ja schon längst alles nach Weiblichem ab, ja, sie ist uns aufgefallen, nicht nur hübsch, sie hat auch so was Besonderes im Blick der großen Augen, gerade haben wir noch darüber gesprochen. Die ist verlobt, sagt unser Verteidiger. Mit einem Parteimitglied. Das sagt er leise, er ist wieder heimlich. Die liegt in den Armen der bayerischen Volkspartei, des großen Drachens. Die wartet darauf, errettet zu werden, sagt unser Verteidiger. Nein, das sagt er nicht, das deutet er an. Wir verstehen. Wir sind erwachsen, aber wir sind auch noch Ritter. Mädchen von Drachen zu befreien ist eigentlich unsere Spezialität. Unser Verteidiger sagt auch, wie und wann. Am nächsten Wochenende, da will er nämlich umziehen. Und da braucht er ein paar Helfer. Wir sagen zu.

Am nächsten Tag haben wir einen Kater und erinnern uns dumpf an diese Zusage.

Am nächsten Wochenende schleppen wir Kisten. Und wir entdecken das Besondere im Blick der schönen Tochter. Sie hat einen Augenfehler, sie schielt. Aber nur ganz leicht.

KOMM DOCH, BITTE

»Ich platze«, raunte er mir zu, leise, verschwörerisch.

Er war Mitte sechzig, silberbebrillt, blaubeschlipst, seitengescheitelt, leicht bebaucht, gut betucht. Ihm musste der einzige Wagen gehören, den wir auf dem Parkplatz vor dem Gasthaus gesehen hatten, ein BMW. Wir hatten unsere Räder daneben abgestellt.

Vor ihm stand eine leere Kölsch-Stange auf dem Tresen. Das »Ich platze« war unvermittelt gekommen, ohne einleitenden Gruß, während ich auf die Kellnerin wartete.

Ich nickte verständnisvoll und wies mit dem Daumen zur Herrentoilette. Er schüttelte heftig den Kopf.

»Ich platze, nicht meine Blase.«

Er lallte nicht, aber er kölschte schon ein bisschen.

Das passiert mir häufig: ich muss zuhören, nicken und Mitleid haben. Genau so etwas schien sich anzubahnen. Ich blickte rüber zu meiner Frau, die am Tisch saß, Durst hatte und mit dem Fuß wippte.

Er hatte die Brauen hochgezogen und sah so traurig aus. Die Kellnerin kam. Ich bestellte, sie zapfte. Meine Frau wippte mit dem Fuß. Er sah immer noch traurig aus.

»Also gut«, sagte ich. »Warum platzen Sie?«

Die Geschichte dauerte eine Stunde und etwa vierzig Minuten. Eigentlich hatten wir nur eine kleine Pause einlegen wollen, ein großes Alsterwasser, die Waden massieren, Schweiß trocknen lassen. Am Ende hatten wir jeder ein Abendessen samt Nachtschiff verdrückt, außer dem Alsterwasser noch drei Biere getrunken und fühlten uns außerstande, noch nach Hause zu radeln.

»Sind Sie katholisch? Und was habe ich hier in diesem Döschen?« Meine Frau hörte auf, mit dem Fuß zu wippen, dafür schüttelte der Mann jetzt ständig das kleine Filmdöschen, worin es laut klapperte. Ich brummte, ob wir einer, wenn ja, welcher Religion angehörten, gehe ihn doch wohl nichts an.

Sofort sah er wieder traurig drein. Es tue ihm sehr leid, wirklich, und er wolle um Gottes Willen nicht stören ...

Meine Frau hatte mitgehört und schaute mich milde tadelnd an, ließ dann ihre Augenbrauen einmal kurz hochschnellen, um mich zu Taten anzuspornen. Also bat ich ihn darum, seine zweite Frage selbst zu beantworten. Er lächelte erleichtert, ließ noch ein Kölsch kommen und setzte sich an unseren Tisch.

»Es ist ein Fingerglied vom Daumen der linken Hand der Heiligen Agathe.«

Er ließ uns reinschauen, ein kleines braunes Knöchelchen.

»Ich bin Molekularbiologe. Und ich untersuche Heilige. Reliquien, die große römisch-katholische Gendatei. Ich bin einer von dreiundzwanzig. Wir sammeln, was wir kriegen können.«

»Sie durchstreifen Kirchen und klauen Knochen?« Meine Frau wippte wieder mit dem linken Fuß.

»So ähnlich, ja. Ich meine, wir klauen nicht. Wenn wir dürfen, schaben wir ein bisschen. Die meisten Reliquien sind mehr oder weniger unzugänglich, trotz aller Rückendeckung durch die Bischöfe muss immer noch vor Ort überredet werden, denn oft sträubt sich der lokale Klerus. Und dann gibt es natürlich auch immer wieder technische Probleme.«

Er nahm einen Zug aus der Kölschstange.

Die technischen Probleme erläuterte er uns gerne. Reliquien

seien ja schon immer fest verschlossen aufbewahrt worden. Oft bedeute eine Öffnung des Gefäßes, dass kunsthistorisch Schaden angerichtet werden könne. Also müsse abgewogen werden zwischen einem zu erwartenden wissenschaftlichen Erfolg bei der Untersuchung z.B. des Kahnbeins der Heiligen Julia und einer absehbaren Beschädigung einer mittelalterlichen Kostbarkeit – wie der eines goldenen Schreines, versehen mit Motiven aus ihrer, Julias, Vita, angefertigt durch keinen Geringeren als Albrecht von Tutzingen. Die Diskussionen zwischen katholischen Molekular-biologen und katholischen Kunsthistorikern seien anstrengende, weil leidenschaftliche Angelegenheiten gewesen. In vierjähriger Arbeit sei aber schließlich eine Liste entstanden aller zu untersuchender Überreste von heiligen Männern und Frauen.

»So bereiten wir jetzt in langen Gesprächen mit Priestern und Äbten Öffnungen von Reliquienschreinen vor. Das ist oft schwieriger als man denkt. Zwar unterstehen sie der bischöflichen Weisung und haben eigentlich nur gehorsam Folge zu leisten, aber sie müssen auch überzeugt werden. Denn sie werden gleichzeitig zu Geheimnisträgern. So wie Sie beide jetzt.«

Wir protestierten. »Sie haben uns hier zu nichts verpflichtet.«

»Vielleicht kann ich das jetzt nachholen.«

Er winkte uns mit der Speisekarte zu. Wir begriffen schnell und bestellten Zander in Sauerampfercreme, der Genforscher ließ sich ein Steak kommen, blutig.

»Aber wozu diese Geheimhaltung?«

Er sah sich kurz nach möglichen Mithörern im Raum um: da war keiner.

»Rom«, sagte er. »Der Papst weiß von nichts.«

Meine Frau verschluckte sich an einem Stück des grätenfreien Zanderfilets, ich klopfte ihr auf den Rücken und bestellte zwei Bier.

»Die deutschen Bischöfe hintergehen ihr Oberhaupt?« kicherte sie, als sie wieder sprechen konnte.

»Der Papst würde es verbieten. Aber wir müssen weitermachen. Die Konkurrenz schläft nicht.«

»Welche Konkurrenz?«

»Wir sind nicht sicher. Man berichtet von Aktivitäten französischer Kollegen. Vielleicht tut sich ja auch in Italien schon etwas, gewissermaßen direkt unter Seiner Nase. Sicher sind wir nur, was Irland betrifft. Es gab da vor kurzem eine Indiskretion bezüglich eines Lendenwirbels von St.Terry-from-the-fields.«

Wir fragten ihn naiv, was die Bischöfe der verschiedenen Nationen daran hindere, zusammenzuarbeiten.

»Denken Sie doch an die nationale Bedeutung der Heiligen. Bleiben wir in Irland: lässt sich ein St.Patrick internationalisieren? Natürlich, wenn so was vom Papst käme, könnten wir uns wunderbar vernetzen. Aber vorläufig muss noch jeder sein Süppchen kochen.«

Jetzt sprach er lange von der Unermesslichkeit zu erwartender Ergebnisse. Schon jetzt sei eine beträchtliche Genbank zustande gekommen, und die Vergleiche brächten einiges ans Tageslicht. So sei der Heilige Alfred verwandt mit dem Märtyrer Eugenius, und in der Krypta der Kirche von Sulzingen sei keine Zehe der Heiligen Margarete aufbewahrt, sondern ein Stück Pudelschwanz aus dem 11.Jahrhundert. Aus den zahlreichen Überresten des Heiligen Tassilo, über viele Kirchen-

gemeinden Süddeutschlands verstreut, habe sich per Computersimulation tatsächlich ein recht genaues Portrait erstellen lassen, das verblüffende Ähnlichkeit mit dem Ritter Ludowig von Obergelzheim aufweise. Dessen Gesicht wiederum kenne man ja, weil der Ritter sich im Auferstehungsbild von Johann Binder d.Ä. habe verewigen lassen. Von Ludowig aber wisse man, dass er in einer Schlacht in der Po-Ebene gefallen sei. Sein Gefolge habe in Erwartung seiner Heiligsprechung durch Gregor III. auf ein immenses Reliquiengeschäft spekuliert und die Leiche nicht begraben, sondern erst verwerten wollen. Dazu mussten die Knochen vom Fleisch getrennt werden, was nur durch langes Kochen möglich war.

Gottfried von Bouillon, dachte ich.

Er probierte vom Rest seines Steaks, es musste wohl kalt geworden sein, denn er schob den Teller beiseite. Wir waren schon beim Nachtisch und wurden allmählich müde.

Das Telefon beim Tresen läutete. Die Kellnerin ging ran, sah während des Gesprächs häufiger in unsere Richtung und nickte.

Als dieser Ludowig dann wider Erwarten nicht heiliggesprochen worden war, wurde eine andere Option gesucht und gefunden in Gestalt des Heiligen Tassilo, dessen Leichnam man nicht habhaft geworden war. Aber erst in der vergleichenden Untersuchung ergab sich dann, dass dieser Ludowig auch etlichen anderen Heiligen seine Überreste geliehen hat. So verbirgt sich hinter dem Schlüsselbeinsplitter der Heiligen Martina niemand anders als unser gekochter Ritter. Und auch der Oberschenkel des Heiligen Gerhard stammt aus dem großen Suppentopf. Ob wir uns vorstellen könnten, fragte er mit erhobenem Filmdöschen, dasselbe heftig schüttelnd,